

„BEZIEHUNG STATT BILDER“ -

WAS UNS WIRKLICH WICHTIG IST, DAVON LÄSST SICH KEIN BILDNIS MACHEN



Wir leben im Medien-Zeitalter. Der erste Blick auf ein Kind ist heute das Bild vom Ultraschall. Nirgendwo sonst wird deutlich, wie dieser Blick uns beeinflusst. Denn das Ultraschallbild dient nicht zur Beglückung elterlicher Gefühle, sondern der Suche nach Krankheiten und eventuellen Behinderungen.

Mit welchem Blick schauen wir auf unsere Bewohner? Mit dem Blick eines Therapeuten, der nach Verhaltensauffälligkeiten sucht? Dem Blick der Betreuer, der Sicherheit und Ordnung und das Wohl des Kindes im Blick hat? Wir leben in einer visuellen Kultur. Und damit stehen wir immer auch in der Gefahr, unser Denken durch Bilder überwältigen zu lassen. Hans Belting, ein bekannter Medienkritiker, hat vor kurzem die Bilderverehrung im Zeitalter des Medienkonsums kritisiert und gesagt, dass die Frage unseres Umgangs mit Bildern „keineswegs nur eine kirchliche oder religiöse Frage, sondern eine Frage unseres Überlebens, unseres Selbstbewusstseins, des Selbstbewusstseins unserer menschlichen Existenz [ist]. Es ist die neue Frage nach dem Bilderverbot.“

Das Bilderverbot im Zeitalter bildgebender Verfahren meint: Wenn wir die Wirklichkeit (Welt, Menschen, usw.) auf ein Bildnis reduzieren, dann sündigen wir, weil wir das Wesentliche nicht mehr sehen: Die Person, die hinter allen Äußerlichkeiten steckt.

Wie wir den anderen sehen

- Wir lassen die Bewohner spüren: Du darfst so sein wie Du bist.
- Wir lassen Hilflosigkeit zu und halten Ohnmacht aus.
- Wir sorgen für Beständigkeit in der Beziehung, auch dann, wenn der andere sie nicht eingehen kann.
- Diagnosen helfen uns, den anderen zu verstehen, aber wir reduzieren ihn nicht auf diese Diagnose.
- Wir wollen keine Unterschiede im Umgang miteinander.
- Wir versuchen, Klischees zu vermeiden.

Ursprünglich stammt der lateinische Begriff „persona“ aus der Welt des antiken Theaters. Persona ist einfach die Maske durch die der Schauspieler hindurch tönt. Wir finden diese Verwendung heute manchmal in Programmheften. Dann steht dort „Die Person und ihr Darsteller“.

In der Antike unterscheidet man deswegen zwischen der Person, die man vordergründig sieht, und der dahinter liegenden Natur. Im Lauf der Christentums-Geschichte wird dieses Verständnis gravierend verändert: Denn die Person ist nicht mehr etwas aufgesetztes, sondern sie bezeichnet

„Es ist bemerkenswert, dass wir gerade von dem Menschen, den wir lieben, am mindesten aus-sagen können, wie er sei. Wir lieben ihn einfach. Eben darin besteht ja die Liebe, das wunderbare an der Liebe, dass sie uns in der Schwebung des Lebendigen hält, in der Bereitschaft einem Menschen zu folgen, in allen seinen möglichen Entfaltungen. Wir wissen, dass jeder Mensch, wenn man ihn liebt, sich wie verwandelt fühlt, wie entfaltet, und dass auch dem Liebenden sich alles entfaltet, das Nächste, das lange Bekannte. Vieles sieht er wie zum ersten Male. Die Liebe befreit es aus jeglichem Bildnis. Das ist das Erregende, das Abenteuerliche, das eigentlich Spannende, dass wir mit den Menschen, die wir lieben, nicht fertig werden: Weil wir sie lieben; solange wir sie lieben. Man höre bloß die Dichter, wenn sie lieben; Sie tappen nach Vergleichen, als wären sie betrunken, sie greifen nach allen Dingen im All, nach Blumen und Tieren, nach Wolken, nach Sternen und Mähren. Warum? So wie das All, wie Gottes unerschöpfliche Geräumigkeit, schrankenlos, alles möglichen voll, aller Geheimnisse voll, unfaßbar ist der Mensch, den man liebt - nur die Liebe erträgt ihn so.“

(Max Frisch)

den ursprünglichen Kern des Menschen, der hinter seiner äußeren Erscheinung liegt. Schon im 6. Jahrhundert schreibt Boethius: „Person“ ist die Art des Menschen zu existieren und zwar als rationale Natur und individuelles Wesen.“ Damit wird der Blickwinkel auf den Menschen verlagert vom Blick auf die Maske zum Blick auf die hinter der Maske vermutete Person. Diese Person ist von außen immer nur indirekt erreichbar. Unserer selbst gewiss sind wir uns nur selbst. Umgekehrt heißt das, dass wir unsere Persönlichkeit immer nur begrenzt dem anderen kommunizieren können und darunter leiden. Das ist bei allen Menschen unabhängig von ihrem Alter oder ihrem Lebensstil so. Bei Menschen mit einer geistigen Behinderung wird dieses Phänomen nur besonders deutlich.

Das Bilderverbot ermutigt uns, mit der Person hinter der äußeren Erscheinung in Beziehung zu treten. Der Mensch ist mehr, als wir von ihm wahrnehmen. Er ist mehr als das Photo auf dem Ultraschall, mehr als die Bilder seines EEGs vermuten lassen, mehr als die Summe seiner Befunde und Prognosen. Den gläsernen Menschen kann es nicht geben, weil das Eigentliche - die Person - unsichtbar ist.

Caspar Söling

Zum Weiterlesen: Caspar Söling: „Und befreie uns von der Normalität...“ Plädoyer für eine Kultur des Lebens im Zeitalter der Biologie. In: ders., May, A. (Hg): Krankheit, Gesundheit, Behinderung. Naturgegeben, gottgewollt oder gesellschaftlich bedingt? Paderborn 2005